

Provokation als Literaturgeschichte

Zu Heinz Schlaffers *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*

So recht versteht man die Aufregung um Schlaffers schmales Buch nicht. Wer sich, verführt durch die vielen emphatischen Stellungnahmen, eine provozierende Lektüre erhofft, wird enttäuscht. Wahrscheinlich hat es den Autor selber überrascht, sich (etwa durch Ulrich Raulff in der *Süddeutschen Zeitung* vom 26.02.2002) zum Helden erhoben zu sehen, der endlich einmal auszusprechen wagt, was alle sehen und keiner sagt, dass die deutsche Literatur so ärmlich sei wie der Kaiser im Märchen nackt. Dabei glaubt man eher einen gelehrten Vortrag zu lesen; die großen Entwicklungslinien werden verständlich, einfürend und ohne Pedanterie nachgezeichnet, das Ganze durch die eine oder andere rhetorisch wirksame Verkürzung belebt und aufgelockert. Alles zeugt von einem didaktischen Grundzug. Und Lehre, so meinte immerhin Walter Benjamin, sei die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte. Wer einer ersten Orientierung über den Gegenstandsbereich der deutschen Literatur bedarf, ist mit Schlaffers kurzer Literaturgeschichte jedenfalls nicht schlecht bedient. Es muss also Anderes im Spiel sein.

Die Menge der überwiegend kritischen Reaktionen auf Heinz Schlaffers *Kurze Geschichte der deutschen Literatur* ist inzwischen so angewachsen, dass die Debatte um das Buch mehr Seiten füllen dürfte als dieses selbst. Die zahlreichen Kommentare lassen sich in zwei Gruppen aufteilen. Eine Gruppe bilden Beiträge mit Addenda und Korrekturen, deren Verfasser die bei Schlaffer erwähnten (oder nicht erwähnten) Texte und Schriftsteller unmittelbar beschäftigen. Dabei handelt es sich meistens um spiegelbildliche Parallelaktionen derselben Bestandsaufnahme, die Schlaffer versucht hat. So entwickelt Martin Mosebach in der *Süddeutschen Zeitung* (05.03.2002) einen (im übrigen sehr sympathischen) Gegenkanon aus Hamann, spätem Stifter und Doderer, der um nichts weniger kanonisch ist als Schlaffers eigene Zusammenstellung. Die Mitstreiter der anderen Gruppe halten sich gar nicht erst mit Schlaffers Auswahl auf, sondern kritisieren direkt den angelegten Literaturbegriff und seine Kriterien. So führt z.B. Jochen Hörisch (in *Literaturen* 5/2002) die Dignität der Literatur als „Wissensspeicher“ gegen Schlaffers bescheideneres Bedürfnis nach „Lektüervergnügen“ ins Feld.

Konzentriert man sich auf die erste Gruppe, dann gehört die Debatte in eine lange Reihe von Kanonkontroversen seit der Jahrhundertwende, dem Zeitpunkt also, wo es mit einem verbindlichen Kanon endgültig vorbei scheint. Die Reihe reicht von Borchardts, Georges und Hofmannsthals Anthologien über die Expressionismusdebatte und das *Kursbuch*



Weiterführend:

Benjamin, Walter: Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft. In: H. Tiedemann-Bartels (Hrsg.): Walter Benjamin. Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt a. Main 1972.

Fohrmann, Jürgen: Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich. Stuttgart 1989.

Guillory, John: Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation. Chicago 1995.

Hamacher, Werner: Über einige Unterschiede zwischen der Geschichte literarischer und der Geschichte phänomenaler Ereignisse. In: A. Schöne (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses in Göttingen 1985. Bd. 11. Tübingen 1986.

Heine, Heinrich: Die Romantische Schule. In: ders.: Werke und Briefe in 10 Bänden. Hg. von H. Kaufmann. Bd. 5. Berlin/Weimar 1972.

Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation. Frankfurt a.M. 1983.

Koselleck, Reinhart (Hrsg.): Geschichte – Ereignis und Erzählung. München 1973 (= Poetik und Hermeneutik, Bd. 5).

Man, Paul de: Literary History and Literary Modernity. In: ders.: Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism. Minneapolis 1997.

Warning, Rainer: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. München 1975.

Eine Sammlung von Rezensionen zu Schillers Literaturgeschichte steht auf der Internetpräsenz der *Kritischen Ausgabe* (Rubrik: Hefte/Industrie) als PDF-Datei zum Download bereit.

sen, was von der deutschen Literatur bleibt, sondern die exemplarische Einlösung einer wichtigen Einsicht: „Literaturgeschichte darf ihre Neigung zur Kanonbildung nicht abstreiten.“ Unter diesen Voraussetzungen geht die einseitige Beschränkung der meisten Kommentatoren auf entweder die Inhalte des Kanons oder seine Zulassungskriterien fehl. Wenn etwas an Schillers Büchlein provokant ist, dann sein Versuch, diese beide Aspekte im problematischen Kompositum „Literaturgeschichte“ zusammen zu zwingen, und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch: in der Durchführung einer (kurzen) Literaturgeschichte.

Bei der Kürze bleibt für theoretische oder historische Überlegungen zur Geschichte der Literaturgeschichte freilich kein Platz. Die unter Umständen didaktisch motivierte Theorie-Askese entbindet Schiller jedoch nicht davon, einigermaßen konsistent zu argumentieren. Aber hier ergeben sich Widersprüche, die gewiss nicht nur Schiller angelastet werden können, sondern objektiv sind, Widersprüche der Sache, die da heißt „Literaturgeschichte“. Sie nehmen bei Schiller die Gestalt einer zögerlichen Unentschiedenheit an, die der gelegentlich forsche Gestus überspielen soll. Ästhetische Kriterien seien es gewesen, die seine Auswahl und deren literarhistorische Anordnung geleitet hätten. Ästhetik operiert in Schillers Literaturgeschichte aber auf mindestens zwei Ebenen und bedeutet je etwas ganz anderes. Es zeigt sich nämlich, dass Schillers Literaturgeschichte nicht bloß eine Geschichte der Literatur ist, sondern eine durch und durch literarische Geschichte, deren Formenwelt in die klassische Ästhetik zurückweist. Gemeint ist damit nicht Schillers Präferenz für klassische Autoren, sondern seine Neigung, historische Verläufe ästhetisch zu fassen. Wenn es etwa heißt, „1200 Jahre ordnen sich zur Vor- und Nachgeschichte eines fruchtbaren Moments“ (17), dann wird eine produktionsästhetische Kategorie fraglos auf historische Verläufe appliziert. An anderer Stelle heißt es ähnlich, die vielfältigen Voraussetzungen verschränken „sich in einem günstigen Augenblick“ (etwa 1800) so, „dass sie mit einem Schlag ins

15bis zur Diskussion Anfang der 90er Jahre um eine Erzählung Christa Wolfs. Die Debatten haben Ritualcharakter. Ihre Funktion ist die rituelle Bestätigung des modernen Konsensus, dass die Moderne ohne Kanon ist. Damit das keiner vergisst, muss man mit schöner Regelmäßigkeit Debatten vom Zaun brechen. Das ist natürlich nicht der einzige Typus von Kanondebatte. Diejenige, die in den 80er Jahren an der Stanford University geführt wurde, war anderer Art. Da ging es nämlich darum, die Zulassung, auch die Zulassung zu Kanonkontroversen, bisher ausgeschlossener Autoren und Autorinnen auszuhandeln. Die Bildungspolitik der Universitäten, so stellte sich heraus, kannte sehr wohl einen Kanon, den sie auf Biegen und Brechen zu verteidigen suchte und gegen Neuzugänge abzuschotten trachtete. Recht besehen gehört die Debatte um Schillers Buch beiden Typen an, denn er führt Klassisches, Kanonisches, Abgegoldenes, Binsenwahrheiten längst nicht mehr nur der Wis-

senschaft an – und man protestiert so, als handele es sich um Unerhörtes. Wenn Überlegungen, die man dem Bannkreis von Kontroversen längst entrückt wähnte, plötzlich Kontroversen zeitigen, dann hat Schiller offenbar eines richtig gesehen: „Das Neue ist eingängig, das Klassische unzugänglich.“

Richtet man den Blick auf die zweite Gruppe von Kontrahenten, so liegt keine Kanondebatte, sondern eine im weitesten Sinne literaturtheoretische Auseinandersetzung vor. Tatsächlich treibt Schiller wohl weniger die Frage nach dem spezifisch Deutschen der Literatur um, noch auch die Frage, was von ihr denn letztlich bleibt. Es geht um mehr: 1. Was macht Literatur zu Literatur? 2. Wie verhalten sich literarische Phänomene zu historischen Verläufen? Kanonbildung ist eine mögliche Antwort auf beide Fragen. Sie ist lange das eigentliche Geschäft der Literaturgeschichte gewesen. Schillers Punkt ist denn auch nicht die verbindliche Festlegung des-

Leben treten können“. So schlägt der Blitz der Individualität am Beginn der klassischen Kunst bei Hegel in ägyptischen Statuen ein, und so tritt auch das Genie auf den Plan. Was Schläffer als Geschichte präsentiert, ist also ästhetisch vorgeformt. Andererseits aber führt Schläffer „Ästhetik“ als geschichtsunabhängigen Kriterienkatalog ein: „Auf ästhetischem Gebiet gibt es keine Fortschritte, sondern nur Schwankungen der Qualität.“ Unter „Ästhetik“ werden dann heterogene Aspekte aufgezählt wie Lektürevergnügen, Öffentlichkeitswirksamkeit, inhaltlich-formale Innovation und einiges andere mehr. Anspruch auf Qualität hat für Schläffer vor allem, was gefällt, denn Literatur im strengen Sinn sei nur, „was ein ästhetisches Vergnügen bereitet“. Dies ist aber nicht ohne weiteres mit der Vorstellung zu vereinen, dass Lesenswertes immer aus der Durchbrechung von Erwartungen hervorgeht. Da tut sich ein Abgrund an Schwierigkeiten auf, mit denen sich Schläffer nun aber nicht beschäftigen will. Das in diesen Fragen schon erreichte Reflexionsniveau bei Hegel, bei Benjamin, bei Adorno, bei Szondi, bei den Formgeschichtlern, den russischen Formalisten, den Rezeptionsgeschichtlern, bei Jauss, bei de Man, bei Luhmann und vielen anderen wird verschwiegen. Stattdessen bringt Schläffer die enormen Schwierigkeiten mit dem Begriff der „Ästhetik“ auf eine knappe, verhalten aporetische Formel: „der ästhetische Maßstab ist faktisch wirksam bei Literaturgeschichte, aber methodisch ungeklärt.“ Das kann man durchaus so stehen lassen. Nun sollte man annehmen, dass sich Schläffer angesichts dieser ungeklärten Lage mit gewissermaßen lustvoller Konsequenz den eigenen subjektiv-partikularen Kriterien überlässt. Man sollte annehmen, dass er das Glück der Kontingenz heiter genießt und es mit Heine hält, der die Literaturgeschichte weniger zynisch als liebevoll die große Morgue nannte, „wo jeder seine Toten aufsucht, die er liebt und mit denen er verwandt ist“. Aber die Chance, Provokation als Literaturgeschichte zu betreiben, die Heine sich nicht entgehen

ließ, ergreift Schläffer nicht. Es scheint, als verlasse ihn da der Mut. Ist er einerseits so sehr Ästhet, dass geschichtliche Verläufe unter der Hand literarische Form annehmen und ästhetisch werden, so ist er andererseits zu sehr gewissenhafter Wissenschaftler, um sich den poetischen Zynismus zu leisten, den er bei der deutschen Literatur vermisst. Eine von kampflustigem Zynismus geleitete Wahl wäre wohl kaum so klassisch, so kanonisch und bieder ausgefallen. Schläffer traut nämlich der faktisch wirksamen und methodisch ungeklärten Ästhetik nur soweit sich die Resultate in schöner Übereinstimmung mit den großen Markierungen der Geschichtswissenschaft befinden. Stichwort: Reformation und Pietismus. Für einen Historiker ist er zu sehr (klassischer) Ästhet; für einen Ästhet zu sehr Historiker. Wäre ich noch in New York, würde ich sagen, dass diese Gespaltenheit sehr deutsch ist.

Diese zögerliche Ambivalenz hat sich auch im Ton des Buchs niedergeschlagen, der unentschieden zwischen verschämter Melancholie und gereizter Polemik schwankt. Beides hängt zusammen, denn nur wer sich am Idealfall einer lebendigen Tradition orientiert, dem ist die deutsche „Tradition der Traditionslosigkeit“ Anlass zur Trauer, die aggressiv wird im Ressentiment gegen „Germanistenfleiß“, der mühselig zusammenrafft, wissenschaftlich hegen und pfl-

gen müsse, was andernorts von selber blüht. Die Gegenüberstellung von bloß erfundenen und lebendig gewachsenen Traditionen geht gewiss fehl. Das hätte Schläffer eigentlich wissen müssen, denn sein eigenes Buch ist doch entstanden unter dem Druck der Begegnung mit einer Tradition, die sich der Anti-Traditionalität verschrieben und damit offenbar durchgesetzt hat. Gemeint ist die (moderne) Erfahrung, dass das Neue eingängig, das Klassische unzugänglich geworden ist. Das ist in der Tat eine Provokation, auf die man sich mit dem listigen Rückgriff auf die alt-ehrwürdige Literaturgeschichte wohl einlassen könnte. Länger als Schläffers bräuchte eine solche Literaturgeschichte nicht zu sein, aber provokanter sollte sie sein.

Eva Geulen:
geb. 1962 in Berneustadt. Studium der Germanistik und Philosophie in Freiburg/Breisgau, 1989 Promotion mit einer Arbeit über Adalbert Stifter („Worthörig Wider Willen: Erzählproblematik und Sprachreflexion in den Erzählungen Adalbert Stifters“). Lehrtätigkeit an der Stanford University, University of Rochester und New York University. Seit Mai 2003 ist sie Lehrstuhlinhaberin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft am Germanistischen Seminar der Universität Bonn. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelbänden. 2002 erschien „Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel“ im Suhrkamp-Verlag.

Anzeige



Stefan Neuhaus Grundriss der Literaturwissenschaft

UTB 2477 M, 2003, XIII, 274 Seiten, 54 Abb., € 13,90/SFr 24,50
UTB-ISBN 3-8252-2477-5

Der Band vermittelt das Grundwissen der Literaturwissenschaft, mit Schwerpunkt auf der neueren deutschen Literatur. Im Unterschied zu herkömmlichen Einführungsbüchern wird das gesamte literaturwissenschaftliche Arbeitsfeld vermessen und durch ein ausführliches Kapitel zur Praxis des Studierens ergänzt. Am Schluss des Bandes

steht eine Probeklausur, mit der die Leser ihren Lernerfolg selbst kontrollieren können. Die Inhalte werden auf kurzweilige Weise vermittelt und mit zahlreichen Beispielen illustriert, die vor allem eines befördern sollen: die Freude an der Literatur.



A. Francke

A. Francke Verlag · Tübingen · Basel · Postfach 2560 · D-72015 Tübingen